

men. Heute stehen alle Menschen vor dir, auf daß du über sie urteilst. Aber ich, Levi-Jizchak, der Sohn der Sarah aus Berditschew, ich sage und verkünde, daß du es bist, über den heute geurteilt wird! Deine Kinder werden es tun, sie, die für dich leiden, die deinetwegen sterben, um deinen Namen, dein Gesetz und deine Verheißung zu heiligen!“²

Dieser Hader mit Gott drängt sich uns heute genauso auf wie eh und je. Denn es stellt sich ja nicht nur die Frage, ob man nach Auschwitz noch Gedichte schreiben dürfe, sondern die viel radikalere Frage, ob man angesichts dieses unsäglichen Elends, der zum Himmel schreienden Unmenschlichkeit dieser Welt noch überhaupt an Gott glauben könne, oder ob nicht die absolute Sinnlosigkeit das letzte Wort habe.

Wenn wir heute hier in Dachau Gottesdienst feiern, so sollten wir auch als Christen unsere Fragen nicht unterdrücken.

Wir sollten auf unsere quälenden Fragen auch keine vorschnelle Antwort geben, weder Sie, meine verehrten Zuhörerinnen und Zuhörer, noch der Prediger. Solche vorschnellen Antworten sind oft so nichtssagend angesichts des unfassbaren menschlichen Leides. Ich glaube, es ist richtiger und menschlicher und christlicher, daß wir uns ehrlich zugestehen: Ich weiß im Ernst keine zufriedenstellende Antwort darauf, warum Schmerz und Tod das Leben des Menschen so entscheidend prägen.

Eine mögliche Antwort ist allerdings in der Richtung dessen zu suchen, was Jesus von Nazaret nach der Tradition des Lukasevangeliums am Kreuz ausgerufen hat, den Psalm 31 zitierend: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist“ (31, 6).

Mit anderen Worten: Ich habe zwar keine zufriedenstellende Antwort, warum so viel Leid in der Welt geschieht. Wenn ich mich aber auf die Sache Jesu einlasse, wenn ich seinem Zeugnis Glauben schenke, dann darf ich glauben und hoffen, daß es trotz allem einen umfassenden Sinnhorizont gibt, den Jesus Gott nennt und von dem er bezeugt, daß er ein menschenfreundlicher Gott sei. Der Christ darf glauben und hoffen: In Jesus von Nazaret, in seinem Leben und Sterben,

in seiner Auferweckung von den Toten hat Gott sein unwiderrufliches Ja gesagt zu den Menschen und zu der Welt der Menschen. Aufgrund dieses Zeugnisses dürfen wir die Hoffnung haben, daß es ein „Danach“ gibt, ein Danach, das in der geheimen Offenbarung des Neuen Testaments in einem so tröstlichen Bild beschrieben wird: „Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommend; sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat. Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht das Zelt Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen, und sie werden sein Volk sein; und Gott selbst wird mit ihnen sein. Er wird jede Träne aus ihren Augen wischen: Der Tod wird nicht mehr sein, nicht Trauer noch Klage noch Mühsal, denn die alte Welt ist vergangen. Er, der auf dem Throne saß, sprach: Neu mach ich alles“ (Apk 21, 1-5).

Michael Krüggeler

Sensibilisierung für den Dienst der Kirche am geistig behinderten Menschen

Zum Lernprozeß in einem praktisch-theologischen Projektseminar

Ergänzend zu den Beiträgen von Brüll u. a. wird im folgenden über den Ablauf eines Seminars und über die Erfahrung berichtet, die in einem einwöchigen Aufenthalt in einer großen Anstalt für geistig behinderte Menschen gemacht werden konnte. Auch wenn für viele geistig behinderte Menschen der Aufenthalt in solchen Anstalten wenigstens für längere Zeit die bestmögliche Förderung bedeutet, sollten sich die christlichen Gemeinden doch stärker bewußt machen, daß es auch viele geistig behinderte Menschen gibt, die nicht in Heimen, sondern in Gemeinden leben und mit denen kirchliche Gruppen und

² Ebd., 106.

Gemeinden ein besseres Miteinander suchen sollten. – Zum Seminar selbst möchte man sich bei der Lektüre dieser Ausführungen eigentlich wünschen, daß neben den praktischen Theologen auch Moraltheologen, Sozialethiker, Pädagogen u. a. (bis hin zu Biblikern, Dogmatikern und Philosophen) sich an solchen Seminaren beteiligen und gemeinsam auf die vielen Fragen nach Antworten suchen. red

1. Studium und Praxis

Lehrveranstaltungen in Praktischer Theologie haben ihr Problem oft darin, daß die Praxis, die Gegenstand der Reflexion sein soll, zu wenig präsent ist. Allen Beteiligten fällt es schwer, sich in die Perspektive des kirchlichen Rollenträgers hineinzuversetzen und aus der intimen Kenntnis seiner/ihrer Praxis eine wissenschaftliche Reflexion zu entfalten.

Man kann dieses Strukturproblem auffangen, indem man den Studierenden entweder eine intensive Theoriebegleitung mehrwöchiger Praktika anbietet, oder, wo es möglich ist, eine Lehrveranstaltung direkt am Ort kirchlicher Praxis durchführt. Von einem solchen Projektseminar in der „Stiftung Liebenau“, einer kirchlichen Vollzeiteinrichtung für etwa tausend geistig behinderte Menschen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, ist im folgenden zu berichten: vor allem im Blick auf die Lernerfahrungen der Beteiligten.

2. Kirche und Behinderte

Der kirchliche Dienst am geistig behinderten Menschen vollzieht sich in der Regel nicht im örtlichen Leben der Pfarrgemeinden, sondern in diakonischen Spezialeinrichtungen mit hauptamtlichen Mitarbeitern. Die Kirche hat damit teil an der gesellschaftlichen Praxis, diejenigen Menschen, die nicht leistungsfähig und vernünftig sind, aus ihrem öffentlichen Alltagsleben auszugrenzen. Fast alle der etwa 40 Teilnehmer des Seminars spürten hier eine Spannung zum öffentlichen Charakter des christlichen Liebesgebots, und so stand von Beginn des Kompaktseminars an, wenngleich unausgesprochen und einigermmaßen abstrakt, das

Postulat im Raum: Die geistig behinderten Menschen müssen deutlicher und sichtbarer als bisher in die Gesellschaft integriert werden.

Mir scheint diese globale Forderung ein typisches Ergebnis der reinen Lektürearbeit, die sich die Studierenden zur Vorbereitung des Seminars im Laufe des Wintersemesters 1983/84 gemacht hatten. Das einwöchige Praxisseminar in Liebenau, unmittelbar im Anschluß an das Wintersemester, vermittelte demgegenüber einen differenzierenden Einblick in die komplexe Problematik der Integration geistig behinderter Menschen in die Gesellschaft. Selbstverständlich gab es am Ende in der Seminargruppe unterschiedliche Optionen, ihre Spannweite reichte vom Eingeständnis einer Korrektur utopischer Erwartungen bis zur Kritik am unüberschaubaren Dienstleistungsbetrieb Liebenau. Deutlich war in jedem Fall die Erfahrung des Verlustes an menschlicher Lebendigkeit, die dem Alltagsleben durch Ausgrenzung der geistig behinderten Menschen aufgezwungen ist: Die Situiertheit des Seminars mitten in der unkomplizierten, bedrängenden und irritierenden Kontaktsuche der Behinderten wirkte auf die Atmosphäre des Seminars jedenfalls inspirierend und intensivierend.

3. Programm und Verlauf des Seminars

Das Konzept des Seminars war von den Lehrenden der Abteilung Praktische Theologie gemeinsam mit einem pädagogischen Mitarbeiter der Stiftung Liebenau entworfen worden, ohne Beteiligung der Studierenden. Dem Konzept nach sollte der Projektcharakter des Seminars durch den Aufenthalt in Liebenau und die dadurch gegebene Möglichkeit der Kombination verschiedener Lernformen bezeichnet sein.

Die Studierenden bildeten zu Anfang des Wintersemesters Arbeitsgruppen, um einen Reader zu erstellen, der an jeden Seminarteilnehmer vier Wochen vor Beginn des Seminars ausgeteilt wurde. Das Themenspektrum reichte von anthropologischen Grundinformationen über sozialpsychologische und rechtlich-ökonomische Aspekte hin zu biblisch-theologischen Überlegungen und zur Geschichte kirchlicher Behindertenhil-

fe. Der Tag nach der Ankunft in Liebenau wurde dann zum bestimmenden Element des ganzen Seminars: Vorwiegend in Zweiergruppen verteilten sich die Teilnehmer auf verschiedene Bereiche der Stiftung, um für einen langen Tag das Leben mit schwerstbehinderten Jugendlichen, mit lernbehinderten Lehrlingen oder behinderten Erwachsenen auf ihren Wohngruppen zu teilen. Wie immer begrenzt der Einblick durch diese Hospitation auch erlebt wurde, so vermittelte sie doch jene entscheidende Betroffenheit, die alle Fachdiskussionen der folgenden Tage kennzeichnete.

Neben diesem Kennenlernen von außen stand am folgenden Nachmittag der Versuch zur Empathie. Anhand verschiedener Selbsterfahrungsspiele versuchten sich die Teilnehmer in die Welt extrem abhängiger und behinderter Menschen zu versetzen. Auf diesen, für die meisten Studenten im universitären Lehr- und Lernkontext ungewöhnlichen Erfahrungen bauten dann zwei Tage lang die Gespräche mit Fachleuten aus der Stiftung Liebenau auf. Ihre Themen waren weitgehend identisch mit den Referaten des Readers, so daß die Studierenden alle Fachgespräche anhand ihrer eigenen Ausarbeitungen in Kleingruppen vordiskutieren konnten. Diese Gruppenarbeit wie auch die Plenumsgespräche waren sichtlich geprägt durch den Wunsch nach Verarbeitung des Erlebens dieser anderen Welt geistig behinderter Menschen. Im Vordergrund stand die implizite oder explizite Artikulierung der eigenen Betroffenheit, viel stärker als das Interesse an einer begrifflichen Abstrahierung der erlebten Situation. So spielte sich die Frage nach den Belastungen und der christlichen Orientierung der Mitarbeiter immer wieder in den Vordergrund – offenbar ein Element von Identifikation und Projektion.

Durch persönlichen Bezug geprägt waren auch die Auseinandersetzungen über die religionspädagogische Arbeit in der Stiftung Liebenau und das religiös-kirchliche Leben mit Behinderten. Vereinzelt wurden theologische Bedenken vorgebracht gegen den Empfang der Sakramente etwa durch schwerst geistig behinderte Jugendliche. Ein Film über eine Erstkommunionfeier in Liebenau und ein gemeinsamer Gottesdienst

mit Behinderten vermittelten aber doch sehr unmittelbaren Eindruck von der Freude der geistig behinderten Menschen im Umgang mit elementaren religiösen Zeichen und Handlungen.

4. Auswertung durch die Gruppe

Die schriftliche Auswertung gegen Ende des Seminars zeigte ein einhellig positives Urteil über die stimulierende Atmosphäre durch den Kontakt zum Leben der Behinderten und die großzügige Gastfreundschaft der Stiftung Liebenau.

Darüber hinaus waren aber einige der charakteristischen Ambivalenzen zu beobachten, die offenbar auch das Erleben eines solchen Praxisseminars bestimmen. Die getrennten Diskussionen mit Fachleuten wurden als informativ bezeichnet, gleichzeitig wurde aber beklagt, daß ihre Informationsfülle das Gespräch über bedrängende persönliche Fragen zu kurz kommen ließ*. Deutlich wurde das etwa in der Kritik, daß ethische Probleme (vor allem Euthanasie und Abtreibung) nicht stärker im Vordergrund standen. Auch der Tag der Hospitation wurde als wichtig und unverzichtbar, zugleich aber als zu kurz erlebt. Mit Recht wohl wurde die Frage gestellt, ob ein einziger Tag der Teilnahme nicht ein verfälschendes Bild des praktischen Lebens mit geistig behinderten Menschen entstehen läßt. Produktiv forderten die Studenten daraus als optimale Form eines solchen Seminars die Theoriebegleitung eines etwa vierwöchigen Praktikums.

Bereichernd war für alle Teilnehmer die durch diese Seminarform ermöglichte Gruppenerfahrung. Viele Studentinnen und Studenten erleben ihren Universitätsalltag offenbar als farblos, wenn hier als besonders erfreulich hervorgehoben wurde, daß neben Kommilitoninnen und Kommilitonen auch die Lehrenden in einem solchen Seminar einmal Farbe gewinnen.

* Obwohl also aus der Sicht der Seminarleitung die Sachdiskussionen weitgehend vom Verarbeiten persönlicher Fragen gekennzeichnet waren, erlebten viele Studierende das Eingehen auf ihre entstandenen persönlichen Probleme als noch zu flüchtig. Das gleichzeitige Konstatieren beider Phänomene ist offenbar kein Widerspruch.

5. Didaktisches Resümee

Es war Absicht und Ziel des Seminars, den Teilnehmern einen möglichst nahen Einblick in einen Spezialbereich kirchlicher Praxis zu ermöglichen: den kirchlichen Dienst am geistig behinderten Menschen. Durch eine Woche Aufenthalt vor Ort und die Kombination verschiedener Lernformen sollten Praxiserfahrung und theologische Reflexion in systematischer wie praktischer Absicht eng verknüpft werden. Das Defizit mangelnder Praxispräsenz in theologischen Seminaren sollte durch Hospitation und die Teilnahme kirchlicher Mitarbeiter am Seminarverlauf ausgeglichen werden.

Rückblickend erweist sich als das kennzeichnende Element dieses Seminars seine Erfahrungsnähe. Wohl alle Beteiligten waren irritiert und fasziniert von dieser außeralltäglichen Erfahrung des Lebens im Kontakt mit geistig behinderten Menschen. Auch aus dieser Besonderheit des Praxisorts ergab sich dann eine Übererwartung an die Möglichkeit der gemeinsamen Problemverarbeitung der persönlich bedrängenden Erfahrungen. Diese richteten sich auf ethische, anthropologische und biblisch-theologische Fragen. Demgegenüber trat die im engeren Sinn praktisch-theologische Begriffsorientierung in den Hintergrund. Generell dominierte der Ansatz zur Verarbeitung der menschlichen Betroffenheit gegenüber der eher wissenschaftlich orientierten begrifflichen Reflexion.

Dennoch wurde durch die Kombination der Teilnahme an kirchlicher Praxis und den sich anschließenden Diskussionen mit den Trägern dieser Praxis der Einstieg in eine sozusagen professionell differenzierende Sicht der Probleme erleichtert. Ich vermute, er wurde durch die Intensität der Begegnungen überhaupt erst ermöglicht. Dabei haben sich die Studierenden mit der erlebten Praxis und ihren Richtlinien keineswegs einfachhin identifiziert. Die Sammlung offener Fragen am Ende ergab ein breites Spektrum offenbar neuer Einsichten, klar beherrscht von grundsätzlichen Fragen nach dem Verhältnis derartiger diakonischer Großenrichtungen zum Leben der kirchlichen Gemeinden. Im Rückblick scheint mir die für das Studium als erste Ausbildungsphase charakteri-

stische und notwendige Kombination des Kennenlernens von Praxis einerseits und der kritischen Distanznahme andererseits in diesem Seminar exemplarisch gelungen.

Forum (Fortsetzung v. H. 1)

Boris Travenec

Von der Geburt an zum Priester berufen

Ein slowakischer Pfarrer, der seit längerer Zeit mit großem Interesse Diakonia liest, hat mit einer originellen Schilderung seines Selbstverständnisses als Priester und seines Lebensweges unserer Einladung Folge geleistet, sich am Forum „Warum bin ich Priester?“ von Heft 1 zu beteiligen. Wir denken, daß dieses Zeugnis für sich spricht und daß damit der Bogen heutiger Priesterbilder noch weiter gespannt wird, als dies mit den bisherigen Forumsbeiträgen schon geschehen ist. – Der Beitrag wurde nur leicht gestrafft, aber sprachlich kaum bearbeitet. red

„Was möchtest du gern werden?“ Oft stelle ich unseren Knaben diese Frage. Und die Antwort? – „Das weiß ich nicht.“ So ein zehn-, elf-, zwölfjähriger Junge weiß noch nicht, was er sein will . . .

Und bei solchen Gelegenheiten sage ich ihnen: „Und ich habe es schon bei meiner Geburt gewußt, daß ich Priester werden will, und daß ich auch wirklich Priester sein werde!“

Die Anwesenden lachen dabei. Man meint, ich mache Spaß. Aber es ist wahr, es ist wirklich so: Seitdem ich mich an mein Leben erinnern kann, wollte ich immer Priester werden.

Wie kam es dazu?

Ich will nicht von der inneren Berufung sprechen. Es ist mir klar, daß das eine unverdiente Gnade Gottes ist. Gott hat mich, einen